

Gerd Friederich

SICHELHENKE

Historischer Kriminalroman



Silberburg-Verlag

Gerd Friederich

Sichelhenke

Historischer Kriminalroman



Silberburg-Verlag

Gerd Friederich, aufgewachsen im hohenlohischen Langenburg und schwäbischen Bietigheim an der Enz, unterrichtete nach Erststudium in Würzburg (Deutsch, Kunst, Geschichte, Geografie) an allen allgemeinbildenden Schularten. Berufsbegleitend absolvierte er Studien in Tübingen (Pädagogik, Philosophie, Psychologie, Landeskunde) und Nürnberg (Malerei). Er arbeitete als Lehrer, Heimerzieher, Personalchef, Schulrat, Lehrerausbilder und veröffentlichte viel Fachliteratur. Jetzt lebt er im Taubertal, schreibt historische Romane und malt Porträts und Landschaften.

© 2012 by Silberburg-Verlag GmbH,
Schönbuchstraße 48, D-72074 Tübingen.

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Anette Wenzel, Tübingen,
unter Verwendung des Gemäldes »Gestörte Nachtruhe«
von Johann Peter Hasenclever.

E-Book im EPUB-Format: ISBN 978-3-8425-1512-3

E-Book im PDF-Format: ISBN 978-3-8425-1513-0

Gedrucktes Buch: ISBN 978-3-8425-1185-9

Besuchen Sie uns im Internet

und entdecken Sie die Vielfalt unseres Verlagsprogramms:

www.silberburg.de

Inhalt

Sichelhenke Sichelhängen/Niederfallet

Stadtplan von Enzheim

Enzheim an der Enz

Samstag, 11. September 1841

Sonntag, 12. September 1841

Montag, 13. September 1841

Dienstag, 14. September 1841

Mittwoch, 15. September 1841

Donnerstag, 16. September 1841

Sonntag, 19. September 1841

Montag, 20. September 1841

Donnerstag, 23. September 1841

Sonntag, 26. September 1841

Montag, 27. September 1841

Dienstag, 28. September 1841

Donnerstag, 30. September 1841

Freitag, 1. Oktober 1841

Mittwoch, 6. Oktober 1841

Freitag, 8. Oktober 1841

Sonntag, 10. Oktober 1841

Dienstag, 12. Oktober 1841

Mittwoch, 13. Oktober 1841

Sonntag, 17. Oktober 1841

Dienstag, 19. Oktober 1841

Donnerstag, 21. Oktober 1841

Mittwoch, 27. Oktober 1841

Sonntag, 31. Oktober 1841

Dienstag, 2. November 1841

Mittwoch, 3. November 1841

Donnerstag, 4. November 1841

Freitag, 5. November 1841

Samstag, 6. November 1841

Donnerstag, 11. November 1841

Anhang: Kleines Wörterbuch

Weitere E-Books aus dem Silberburg-Verlag

Sichelhenke

Sichelhängen/Niederfallet

Sobald die letzte Garbe feierlich eingeheimst ist, die Schnitter auf dem Feld zum Gebet niedergefallen sind und ihre Sichel und Sensen wieder in der Scheune aufgehängt haben, findet Mitte September nach altem Brauch ein Schmaus statt. Das Sprichwort sagt: Vor Sichelhenke ist kein Tanz.

Die Hauptpersonen

Fritz Frank

ist Schultes (Schultheiß, Bürgermeister), Lindewirt, Großbauer und Weingärtner in einem und damit der erste Mann in Enzheim.

Minna Frank

trägt als Frau des Schultes mit Würde die Bürde der ersten Dame von Enzheim. Sie ist auf dem Lindenhof für das Gesinde, die Küche, die Schweine und das Kleinvieh zuständig.

Frieder Frank

will als ältester Sohn den Vater beerben. Manchmal hilft er seinem Vater in den Weinbergen. Aber in der Hauptsache ist er auf dem Lindenhof für die Landwirtschaft zuständig, zusammen mit dem Oberknecht Karl.

Christian Frank

erlernt als zweitältester Sohn beim Onkel in Oberriexingen die Kunst des modernen (sortenreinen) Weinbaus. Er soll zum Jahresende auf den elterlichen Hof zurückkehren.

Lina Frank

ist die zweitälteste Tochter des Schult- heißen und hat im Mai in den Nachbar- ort geheiratet.

Magda Frank

ist längst aus der Schule und hilft der Mutter in der Küche und in der Linde.

Wilhelm Frank

geht in die achte Klasse und kommt nächstes Frühjahr aus der Schule.

Karl

war schon in vielen Stellungen. Dem Schultes dient er als Ober- und Rossknecht.

Paula

hat sich bei der Lindenwirtin als Küchen- und Obermagd verdingt.

Hansli Wägeli

kommt aus der Schweiz. Er ist auf dem Lindenhof für das Großvieh verantwortlich. Nur reiche Bauern können sich einen »Schweizer« leisten, einen Fachmann fürs Milchvieh.

Johann Lämpfle

wird an Sichelhenke ermordet.

Anna Lämpfle

hält sich sehr bedeckt. Hat sie ihren Mann auf dem Gewissen?

Oskar

ist Rossknecht beim Lämpfle.

Frieda

schafft als Magd auf dem Lämpflehof. Sie muss etwas wissen, schweigt aber.

Johannes Abel

ist als Pfarrer allseits beliebt.

Albert Wilhelm

hat im letzten Herbst die zweite Dienstprüfung bestanden. Daraufhin wurde er vom Provisor (= provisorischer Lehrer, Hilfslehrer) zum Unterlehrer befördert. Er ist zugleich Dirigent des Liederkranzes, Ratsschreiber

<i>Gottlob Vorderlader</i>	und Mitarbeiter des <i>Enzheimer Intelligenz-Blattes</i> . ist Scharwächter (Hilfspolizist). Er wohnt im Wengerttor und hat eine Mordswut auf den Läßle.
<i>Agathe Vorderlader</i> <i>Amtsbote Heinrich</i>	sorgt sich um die Zukunft ihrer Familie. hinkt, weil er im Krieg einen Streif- schuss am Knie erlitten hat. Er ist als Amtsbote die rechte Hand des Schul- tes. Zugleich dient er dem Pfarrer als »Kirchendusler«.
<i>Otto Schäfer</i>	heißt der Ochsenwirt. Weil er Posthal- ter ist, sagen manche Leute auch Post- wirt zu ihm. Sein Sohn hat Margret Frank geheiratet, die älteste Tochter des Schultes.
<i>Paul Knöpfle</i>	hat ein loses Mundwerk und besitzt die Weinstube Rebstöckle am Weinmarkt.
<i>Elsa</i>	arbeitet als Schankmagd im Rebstöckle.

Christian Finkenberger ist ein findiger Kopf. Als Erster in Enzheim hatte er die Idee, ein Fuhrunternehmen zu eröffnen. Jetzt will er sogar der Postkutsche Konkurrenz machen.

Hans Schmidlin verdient seine »Brötchen« als Bäcker und Verleger des *Enzheimer Intelligenz-Blattes*.

Anton Baumeister heißt der neue Provisor aus dem Badischen.

Andreas Buder gehörte noch im letzten Jahr zu den Dorfarmen. Mit Unterstützung von Pfarrer und Schultheiß hat er sich als Stockmacher eine neue Existenz aufgebaut.

Stadtplan von Enzheim



- | | | | |
|--------------|-------------------------|---------------|-----------------|
| 1 Schlosstor | 5 Wengerttor | 8 Schloss | 12 Zehntscheuer |
| 2 Kirche | 6 Nachtwächter-
turm | 9 Volksschule | 13 Enztor |
| 3 Ochsen | 7 Schlossstaffel | 10 Linde | 14 Waschplatz |
| 4 Rathaus | | 11 Läßplehof | 15 Flößerlande |

Enzheim an der Enz

Im Süden Deutschlands fließt die Enz, ein Nebenfluss des Neckars. Als Große und Kleine Enz kommt sie doppelläufig aus dem Schwarzwald, rauscht nach Norden, vereint sich, nimmt in Pforzheim die Nagold auf, besinnt sich und dreht nach Westen ins Schwäbische ab. Rechter Hand, im Süden, liegt das Strohgäu und linker Hand, im Norden, der Kraichgau, und genau dazwischen dehnt sich, enzdurchflutet, die Grafschaft Enzheim-Habsburg-Burgund aus, das geografische, geschichtliche, politische und kulturelle Zentrum Europas.

Unter Karl dem Großen dienten die Herren von Enzheim als hohe Beamte den trutzigen Schwaben und den mächtigen Franken. Keine dreihundert Jahre später, zur Stauferzeit, regierten sie im Auftrag ihrer Kaiser über ganz Europa. Die Nachfahren Friedrich Barbarossas balgten sich um diese kleine, aber feine Herrschaft an der Enz, doch den Sieg trugen die Enzheimer davon. Sie jagten ihre Adligen durch die Spieße und kürten selbstherrlich einen eidgenössischen Edelmann zum Landesherrn von Volkes Gnaden. 1478 kaufte sich das Kloster Maulbronn in Enzheim ein und erwarb ein Viertel der viel gerühmten Weinberge hoch über der Enz. 1514 schlossen die Enzheimer einen Vertrag mit den Habsburgern, die Enzheim dafür zur Stadt und zur Residenz der Grafschaft Enzheim-Habsburg erhoben. 1612 erwarb Graf Gottfried VI. durch Heirat mit Sieglinde von Burgund die Grafschaft Burgund-Bessoin hinzu. So kam französische Lebensart an die Enz. 1805 fielen die rechtsrheinischen Teile der Grafschaft im Zuge der napoleonischen Flurbereinigung an Württemberg, die linksrheinischen an Frankreich.

Die politische, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung Enzheims ist, wie Kenner wissen, die Ursache dafür, dass der Südwesten Deutschlands bis heute blüht und gedeiht. Hier wächst ein vorzüglicher Rotwein und gärt ein süffiges Bier. Hier gedeiht der famose Enzheimer Apfel-Birnen-Most, der weit und breit

konkurrenzlos ist. Hier ist die Wiege des badisch-schwäbischfränkischen Gewerbefleißes, und hier blühen Geist und Grips in fünftausend kreativen Köpfen.

Im Mittelpunkt der alten Grafschaft liegt nach wie vor das Städtchen Enzheim. Im Zentrum Enzheims steht das Gasthaus zur Linde. Und dort regiert Fritz Frank, Lindenwirt, Schultheiß (andernorts sagt man Bürgermeister) und reichster Bauer und Weingärtner im Ort, der erste Mann im Stadtrat und, nach dem Pfarrer, der zweite im Kirchenkonvent. »Frank von Enzheim«, pflegt er sich vorzustellen, »Frank wie frank und frei«, und lacht dröhnend dazu.

Samstag, 11. September 1841

»Siedichs Donderwetter!* Was stinkt denn da so gottserbärmlich?« Fritz Frank, Schultes und Lindenwirt, steht auf, marschiert in der leeren Schankstube auf und ab, schnüffelt wie ein Bär auf Honigsuche in alle Ecken und beschnuppert sich. Witternd zieht er die Luft ein.

»I riech nix«, bekennt der Scharwächter arglos.

Der Schultes schließt die Fenster. Vielleicht hat draußen einer geodelt. Er setzt sich und atmet tief durch. »Sapperlott, jetzt stinkt's no meh!« Er steht schimpfend wieder auf, irrt kreuz und quer durch den Raum und folgt mit geblähten Nüstern der irritierenden Duftspur. Neben dem Hilfspolizisten bleibt er stehen und hechelt. »Du bisch der Stinker!« Entsetzt weicht er zurück. Im Vergleich zu diesem Gestank duften sieben Iltisse und ein frischer Misthaufen wie eine Flasche Kölnisch Wasser.

»Ka net sei, ka net sei!«, braust der Scharwächter auf. Er habe sich heute schon gewaschen.

Der Schultes reißt alle Fenster auf und schreit nach einer Magd.

Obermagd Paula kommt aus der Küche gerannt. »Wo brennt's?«

»Riech amol.«

Paula hält sich sofort die Nase zu. »Gülle und Schnaps«, näselte sie mit erstickender Stimme, torkelt ein paar Schritte, schnappt nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen, klemmt mit Daumen und Zeigefinger gleich die Nase wieder zu. Wortlos deutet sie auf den Scharwächter, rollt die Augen, als falle sie in Ohnmacht, und flüchtet in die Küche.

»Steh uff!«, brüllt der Schultes den Scharwächter an.

Der Hilfspolizist gehorcht aufs Wort, aber der Stuhl ist trocken, der Hosenboden auch.

Nach ausgiebigem Gezerf und Gezänk gesteht der Mann im blauen Amtskittel mit den roten Litzen, dass er, weil heute Sichelhenke ist, von Scheune zu Scheune gehen musste, um nach dem Rechten zu

sehen. Das sei schließlich seine Pflicht als Sicherheitsorgan der Stadt Enzheim an der Enz.

»Und do hen se di mit Schnaps, Wei und Moscht abgefüllt.« Der Schultes fragt nicht, er stellt es amtlich fest. Deshalb spricht er nach der Schrift oder versucht es zumindest, wie immer, wenn er amtiert. Und das wollen wir gnädigerweise als Hochdeutsch durchgehen lassen. Er kennt alle seine Enzheimer in- und auswendig. Darum kann er bei diesem reichlich geübten Säufer in Uniform den nüchternen vom betrunkenen Zustand unterscheiden.

Den mündlichen Bescheid weist der Scharwächter mit aller Bestimmtheit als böswillige Unterstellung zurück. Er habe bloß elf Schnäpse und fünf Gläser Wein gekriegt. Ja, und dreimal habe er aus einem Mostkrug trinken dürfen. Die Leute würden immer geiziger.

»Hasch Gülle gsoffe in deem Rausch?«

»Noi!« Der Hilfspolizist fuchtelt mit den Armen und ringt um Worte, weil die Zunge so schwer im Gaumen hängt. Mit letzter Kraft bringt er endlich hervor, dass ihn der Geselle vom Küferschorsch absichtlich stolpern ließ. Und dabei sei er versehentlich in die Jauchegrube gefallen. Aber sofort habe er sich am Laufbrunnen auf dem Marktplatz Gesicht und Hände gewaschen, weil er ein reinlicher Mensch sei.

Der Schultes flucht sein ganzes Repertoire an Verwünschungen und Beleidigungen alphabetisch rauf und runter. Aus moralischen Gründen können sie nur auszugsweise wiedergegeben werden: »Allmachtsdackel! Hosescheißer! Katzemelker! Oberdubbeler!! Rauschkugel!!!«

Wild wie ein Stier stößt er die Tür zur Küche auf und erteilt Paula die Weisung, das Dienstpersonal, das in der Scheune beisammen ist und Sichelhenke feiert, müsse sofort zum Appell in der Linde antreten. Der Scharwächter werde ausgemistet! Und zwar jetzt! Von den Schweißfüßen bis hinter die dreckigen Ohrlappen. Gefahr im Verzug! Sonst könnte morgen schon in ganz Enzheim die Seuche ausbrechen.

Die dienstbaren Geister treten vollzählig in der Linde zum Befehlsempfang an, die Gesichter leuchtend rot vom Alkohol und von der immensen Schufferei der letzten fünf Wochen an der frischen Luft. Grinsend halten sich die Mägde und Knechte die

Nasen zu und schnappen mit offenem Mund nach Luft, wie ein taubstummer Gesangsverein bei der Generalprobe.

»Aberjetza«, der Schultes baut sich vor seiner Mannschaft auf, »machtet mir dees so.« Man nennt ihn heimlich auch den Aberjetza, weil er eine Vorliebe für dieses Wort hat.

Die Mägde erhalten die Order, im Sutrai sofort einen Zuber mit lauwarmem Wasser sowie Bürsten und Striegel bereitzustellen. Auf unterdrücktes Murren fügt er an, dass bis morgen Abend um acht, wenn die Linde wieder öffnet, noch genügend Zeit zum Feiern in der Scheune und auf der Enzwiese bleibt.

Zuerst müsse der Rossknecht den Saukopf dreimal in der Viehtränke untertauchen, damit der Dreck eingeweicht wird.

»Vorwäsche«, lacht der Knecht, »kapiert.«

Dann soll er ihn splitterfasernackt ausziehen und im Zuber mit der Wurzelbürste abschrubben.

»Soll i Seife nemme?«

»Noi, die isch zu deier. Aberjetza hat mei Frau an alte Essig, der wo scho nomgschnappt isch.« Sie solle ihm damit ein starkes Essigwasser herrichten, damit es dem ganzen Lumpenzeug, das auf dem Scharwächter herumkrabbelt, schwindelig wird.

Mit dem scharfen Essig müsse man den Stinkstiefel abbürsten und seine Haare spülen. Es könnte nämlich leicht sein, dass der Herr Hilfspolizist bereits von Flöhen, Läusen und der Krätze befallen ist. Notfalls solle sich der Knecht nicht scheuen, schwarze und braune Krusten mit Scheuersand zu bearbeiten und den Kopf des Scharwächters mit dem Pferdestriegel zu filzen. Und zum Schluss solle er ihn nochmal kräftig in der Viehtränke wässern.

»Soll i no de sauber Wäsch zum Trockne uffhenke und bügle?«, lacht der Knecht.

Der Scharwächter, der bisher nicht wusste, wie ihm geschieht, legt Widerspruch ein. So dürfe man nicht mit ihm umspringen, denn er sei eine Amtsperson.

»Amtsperson?«, höhnt das Stadtoberhaupt, »Quadratsdackel, Saufloddel, Hosebronzer!« Er winkt verächtlich ab. »Wenns Dommsei weh dät, no müsstescht du dr ganz Tag schreie.«

»Paula«, weist der Schultes seine Obermagd an, »du gehsch zum Wengerttor.« Sie solle, wenn der Knecht den Scharwächter entblößt

hat, der leidgeprüften Ehefrau die stinkenden und dreckstarrenden Kleider ihres Göttergatten bringen und dafür saubere Wäsche holen.

Der Scharwächter will opponieren, aber der Schultes droht, ihm sein Amt noch heute Abend abzuerkennen, wenn er sich widersetze.



Während der Scharwächter Zeter und Mordio schreit, weil der Knecht ihn samt Kleidern mit harter Hand in der Viehtränke eingeweicht und im Sutrai entkleidet hat, eilt die Obermagd durch die menschenleeren Gassen zum Wengerttor. Sie atmet durch den Mund und streckt mit sichtlichem Ekel einen Ferkelkorb weit von sich. Darin liegen Stiefel, Hose, Kittel und Hemd des Badegastes.

Der Weg ist steil und beschwerlich. Aus allen Gehöften dringt das Geschrei der Dienstboten, die unter den aufgehängten Sicheln und Sensen hocken, baladern, bechern und das in Enzheim übliche Schmalzgebäck verputzen. Paula mault vor sich hin: »Aberjetza, aberjetza!« Gerade dann, wenn auch sie einmal die Hände in den Schoß legen könnte, bruddelt sie, müsse sie in die Oberstadt. Sie stapft wütig die Hauptstraße hinauf, ärgert sich über die gute Laune der Feiernden, streckt am Rathaus dem in der Linde weilenden Schultes die Zunge raus, knurrt ein saftiges »Leck mich ...« und schnauft die Habsburger Straße hinüber bis zum Wengerttor. Es ist zweigeschossig und hat ein kleines Türmchen mit aufgesetzten Zinnen. Dort oben, wo früher die Musketen abgefeuert wurden, wenn sich der Feind von Norden her näherte, flattert Wäsche im Wind.

Außer Atem klopft sie so lange an die Tür, bis die Scharwächterin aufmacht. Sie ist eine verhärmte Frau im mehrfach geflickten Schaffschurz, barfuß, mit einem Kopftuch, das sie im Nacken verknotet hat. An ihrem Schürzenzipfel hängt ein kleiner Bub, eine Rotzglocke über der Lippe.

»O jegesle«, die Hausfrau schlägt vor Entsetzen fast die Füße über dem Kopf zusammen, »i sieh scho.« Sie rümpft die Nase. »Isch dees alles, was vo dem Drecksack übrig isch?«

Bevor sie die Magd hereinbittet, ruft sie ihrer Wilhelmine zu, die auf dem Misthaufen vor dem Nachbarhaus spielt: »Helmle, gleich gehst du von derre Mische, du Drecksau!«

Paula überkommt Mitleid. Die treue Seele tröstet und berichtet. Sie lässt nichts aus, beschreibt den Suff, das Güllebad, den Gestank, die Vorwäsche, die Hauptwäsche und die Desinfektion.

Die Scharwächterin schüttet der Magd ihr Herz aus. Die ewige Geldnot, die Armut im Haus, die Angst vor der Zukunft bringe sie um den Verstand. Jedes Mal, wenn ihr Gottlob nicht rechtzeitig heimkomme, packe sie das Grausen. Dann sitze sie bibbernd in der Küche und male sich aus, wie sie ihre sieben Sachen packen und mit ihren neun Wuserle als Bettlerin von Haus zu Haus ziehen müsse. Eigentlich sei ihr Mann bloß ein Dubbel. Wenn er nüchtern sei, kümmere er sich rührend um die Kinder. Wäre da nicht der regelmäßige Suff, könnte sie gut mit ihm zusammenleben. Habe er jedoch ein paar Schnäpse intus, verwandle er sich in einen Hanswurscht und versaubeutele noch den letzten Notgroschen. Wenn der Schultes ihrem Gottlob einmal ein Licht aufstecken würde, wäre sie dem Herrn Stadtvorsteher auf ewig dankbar.

Die Stiefel ihres Mannes werde sie gleich schrubben, trocknen und einfetten, verspricht sie. Er habe aber nur das eine Paar, also müsse er solange barfuß laufen. Dann holt sie geflickte Strümpfe, genäht aus braunem Leintuch, ein langes Nachthemd und einen Stuckplätz. Auch für die Hose und den Kittel gäbe es leider keinen Ersatz. Deshalb solle sich ihr Mann nach dem Bad den Stuckplätz um sein Gemächt wickeln. Für den kurzen Heimweg werde das in der Dämmer genügen. Gleich mache sie sich daran, Hose und Amtskittel zu waschen. Denn morgen früh müsse ihr Mann auf den Läpplehof. Die Läpple sei schon zweimal dagewesen. Aus Sorge um ihren Johann, den man seit geschlagenen drei Stunden nirgendwo mehr gesehen habe.

Paula verspricht der Scharwächterin, beim Schultes ein gutes Wort einzulegen und macht sich auf den Rückweg. Als sie in die Hauptstraße einbiegt, sieht sie von weitem den Schultes vor der Linde stehen und mit sich selber schwätzen.

Der Herr Stadtpräsident sinniert: Heute ist die Linde zu, weil sowieso niemand kommt. Und morgen Abend macht sie wieder auf, aber da läuft vermutlich auch nicht viel. Denn aus allen vier

Himmelsrichtungen hört er seine Enzheimer bechern und frohlocken. Diese Feste in den Gassen und Höfen ärgern ihn seit Jahren, weil dann keiner mehr ins Wirtshaus geht. Bevor der Mond scheint, sind am Sichelhenkensamstag viele schon abgefüllt. Leider, leider. Das sei Brauch, sagen sie, und gehöre zur Tradition. Kaum ist der letzte Halm gesichelt, rennen sie vom Feld direkt in die Scheunen und saufen im Dreck und Speck, bis es am Himmel und in ihren Köpfen Nacht wird. Sogar die Vögel sind besoffen. Spatzen und Meisen picken an Birnen und Äpfeln, die überall herumliegen und zu gären beginnen. In Schlangenlinien fliegen sie von Baum zu Baum, torkeln von Ast zu Ast und zirpen ihre Sauflieder. Und am Sichelhenkensamstag muss man nach dem Festgottesdienst, so will es der Brauch, den Dienstboten ein festliches Mahl servieren. Erst am Sonntagabend vertragen die ersten wieder ein Bier oder einen Wein in der Linde. Zum Glück ist die Weizen- und Roggenernte noch einigermaßen zufriedenstellend ausgefallen. Auch Äpfel und Birnen gibt es heuer genug. Dafür wird die Weinernte miserabel. Eigentlich sollte man am Montag ... Sein Ärger schlägt in Wehmut und Demut um.

Und wie er so die Lage bedenkt, steht auf einmal die Paula vor ihm, zeigt auf die geringe Ausbeute in ihrem Korb und berichtet.

»Dann kriegt er halt a alte Hos von mir«, verkündet der Schultes milde. Ein paar aussortierte Schuhe seien vielleicht auch noch da. Keiner in Enzheim soll sagen können, das Stadtoberhaupt lasse seine Bürger verkommen.

»Minna!« Er schreit und schreit, aber nichts rührt sich. »Wo scharwenzelt die scho wieder rum?«

Paula zuckt die Achseln. »Vielleicht hockt se mit em Frieder bei de Dienstbote in dr Scheuer und feiert mit.« Frieder ist der älteste Sohn des Lindenwirts und für die Landwirtschaft zuständig. Christian, der zweitälteste, lernt in Oberriexingen den sortenreinen Weinanbau und kommt demnächst auf den elterlichen Hof zurück. Dass er dann das Sagen über die Weinberge haben wird, ist ausgemacht.

Paula verschwindet im Sutrai und liefert die Wäsche ab. Derweil geht der Schultes in die Scheune, wo sich, außer der Obermagd und dem Rossknecht, alle versammelt haben, die auf sein Kommando hören.

Der Scharwächter habe bloß eine Hose und ein Paar Schuhe, sagt der Schultes zu seiner Frau. »Sei so gut und such dem arme Kerle äbbes Alts raus. Vom Großvater sind no a paar Sache do.«

»Armer Kerle?« Minna Frank giftet. Wenn einer in der Gülle badet und sich auf der Miste wälzt, sei das eine Drecksau. »Koi gotzigs Stückle sott mr derre Drecksau Gä.« Dennoch steht sie mühsam auf und wackelt auf ihren krummen Beinen zum Scheunentor hinaus.

Kaum ist sie draußen, stößt die Paula lachend zur Lindenschar, schnappt sich ein Glas Wein und berichtet, dass der Scharwächter mit seinem langen Nachthemd und dem Stuckplätz zwischen den Beinen wie ein Hosenbamber aussehe.

»Stuckplätz?«, fragt Hansli Wägeli, den man im Städtle nur den Schweizer nennt. Dieses Wort sei ihm nicht geläufig.

»Ja«, sagt Paula und erzählt, was sie im Wengerttor gehört und im Sutrai gesehen hat.

»Na und?« Der Schweizer zuckt die Achseln und bekennt in kehligem Schwyzerdütsch: »Ich habe auch keine Unterhose.«

Ein kurzes, verlegenes Lachen, dann sind sich alle in der Runde schnell einig: Auch in Schwaben brauchen Männer keine Beinlinge unter der Hose. Frauen erst recht nicht, weil sie drei bis fünf bodenlange Röcke übereinander ziehen. Wenn's mal pressiert, sei eine Unterhose nur hinderlich. Nicht alles, was vornehme Franzosen und stotzige Offiziere voräffen, müsse man nachmachen. Es genüge vollauf, wenn sich die Männer die Hemdenzipfel zwischen die Beine schieben. Und die Frauen könnten ihr Geschäft nicht mehr im Stehen verrichten, wenn sie eine Unterhose tragen müssten. Auf dieses neumodische Zeug könne man hierzulande also gut verzichten.

In dem Augenblick betritt der Scharwächter die Scheune, flankiert von der Lindenwirtin und dem Rossknecht.

Großes Gelächter. Sogar die Lindenwirtin verzieht das Gesicht zu einem breiten Grinsen, als wolle sie sagen: Schaut her, welch rarer Vogel uns da zugeflogen ist.

Im weißen, mehrfach geflickten Hemd steht der geschniegelte und gebügelte Hilfgendarm mit blank gebürstetem Gesicht und hängenden Schultern vor ihnen. Abwärts eine stockfleckige

Tuchhose, knöchellang, eng anliegend, schreiend gelb mit besticktem Hosenlatz, zu Napoleons Zeiten durchaus salonwürdig. Aus den Hosentaschen hängen die Strümpfe. Die bloßen, vom Schrubben geröteten Füße stecken in schwarzen, flachen Schuhen mit Zierschleifchen. Salonschleicher sagt man in Enzheim dazu. In solchen Tretern sind einst die vornehmen Herren übers Parkett geschlichen, gepuderte Perücken voller Maden auf dem Kopf und Rüschen an den Manschetten. Um die nassen Haare hat er den Stuckplätz wie einen Turban gewickelt.

Der Badegast will gerade nach dem Wein greifen und sich in die lachende Runde setzen. Da klafft ihn der Schultes an, er solle sich schleunigst vom Acker machen und auf direktem Weg heimgehen. So sei es mit seiner Frau ausgemacht. Und wenn er heute irgendwo nochmal hängen bleibe und ein Maulvoll trinke, außer Wasser natürlich, dann werde er ihm zeigen, wo der Bartel den Most holt.

** Bitte Erläuterungen am Ende des Buches beachten!*

Sonntag, 12. September 1841

Im Sonntagsstaat sitzen sie um den Küchentisch. Der Schultes und seine Frau. Ihr ältester Sohn Frieder. Magda, die einzige noch ledige Tochter. Wilhelm, Minnas Nestkegele, dem sie viel durchgehen lässt und das im Frühjahr aus der Schule kommt. Dann der Ober- und Rossknecht Karl, die Obermagd Paula, der Schweizer und elf weitere Dienstboten für diverse Haus-, Feld- und Weinbergarbeiten. Die Eltern beider Wirtsleute, die früher mit am Tisch saßen, sind schon vor Jahren gestorben. Der Schultes hat ihrer, wie's Brauch ist in Enzheim, gerade beim Tischgebet gedacht.

Die Stimmung ist gedämpft. Die Restsüße gärt noch in den Gedärmen und wattiert die Gedanken. Außerdem lässt man vor dem Frühstück das Erntejahr Revue passieren. Und dabei kommt kaum Freude auf.

Spätestens seit der ersten Heuernte, der Heuete, erinnert der Schultes in seiner kurzen Ansprache, habe jeder gewusst, dass ein schwieriges Jahr bevorsteht. Wegen des langen, harten Winters und der strengen Fröste im Frühjahr sei die Saat zwei bis drei Wochen später aufgegangen als sonst. Das Gras habe sogar erst Mitte Juli zu blühen begonnen. Und weil man für den ersten Grasschnitt warten müsse, bis die Wiesen in voller Blüte stehen, es dann aber oft geregnet habe, sei die Heuernte und die Zeit danach eine einzige Flickschusterei gewesen. Statt acht bis neun Wochen, wie in den Vorjahren, seien nur fünf für die Getreideernte nach der Heuete geblieben. Denn erst nach Jacobi habe man die erste Mahd setzen können.

»Ja«, sagt der Schweizer, der die Sense wie kein anderer schwingen kann, darum seien die Mäher an den trockenen Julitagen schon nachts um drei losmarschiert. Die Sense auf dem Rücken, den Wetzstein am Gürtel, habe man etwa eine Stunde bis zu den weit entfernten Wiesen gehen müssen, etwas später gefolgt von den Mägden und Knechten, die vorher das Vieh versorgten. Während eine Gruppe Nachzügler die frische Mahd zusammenrechte, wendete

die andere das vortags gemähte und schon welke Gras und setzte es auf Häufen.

Schließlich, ergänzt der Oberknecht, habe man den Wagen umgerüstet, mit Leitern vergrößert, mit Dielen verlängert, damit mehr Heu geladen werden konnte und weniger Fahren nötig waren. Dafür mussten die Männer nun das Heu hoch hinauf gabeln, über die aufragenden Wagenseiten wuchten, wo es die fleißigen Frauen gleichmäßig luden. Eine staubige und stickige Arbeit. Bei der Heimfahrt gingen die langen Kerle neben dem hochbeladenen Heuwagen und stützten mit Gabeln die schwankende Fracht während der Fahrt. Die kleineren griffen in die Radspeichen, weil die Feldwege aufgeweicht und gefährlich waren.

Der Lindenwirt erhebt sich. »Und das war noch nicht einmal die Hälfte der Schufferei.« Denn jetzt habe sich die Getreideernte nahtlos angeschlossen. Während der letzte Heuwagen entladen worden sei, habe der Schweizer die Sichel und die Kornsenen mit Rechenaufsatz gedengelt. Am nächsten Morgen um drei sei die Schufferei für alle weitergegangen. Wochenlang, bis gestern Nachmittag der letzte Getreidehalm geschnitten, die letzte Garbe in die Scheuer gebracht war. Und die Lindenbäuerin, er sieht seine Frau an, während sie verschämt zu Boden schaut, habe seit Mitte August zusammen mit der Justina, die schon das fünfte Jahr am Hof sei, Hanf gerauft, gebündelt, getrocknet, geriffelt und auch noch das erste Leinöl gepresst. Sogar Kirsch- und Träublesaft hätten sie gemacht, Beeren zu Mus und Gelee verarbeitet, Obstessig hergestellt, Schneidbohnen eingedünstet und Gurken, Perlzwiebeln und Champignons eingelegt.

Er dankt allen für die gute Arbeit. Fünf Wochen lang täglich sechzehn Stunden, den Sonntagsgottesdienst ausgenommen, bei dem viele während der Predigt eingeduselt seien. Die Ernte sei heuer zwar nicht besonders gut, aber niemand sei zu Schaden gekommen. Deshalb seien der gestrige Umtrunk in der Scheune, das heutige Festessen nach der Kirche und der Tanz am Nachmittag der verdiente Lohn.

Umständlich nestelt er seine Geldkatz auf. Er weiß, was sich gehört. Dem Oberknecht, dem Schweizer und der Obermagd drückt er einen Gulden in die schwieligen Hände und knurrt ein aufrichtiges Dankschön. Oft erst bei Anbruch der Nacht habe er seine Leute in